

<http://www.faz.net/-gwz-16q4i>

HERAUSGEGEBEN VON WERNER D'INKA, BERTHOLD KOHLER, GÜNTHER NONNENMACHER, FRANK SCHIRRMACHER, HOLGER STELTZNER

Franfurter Allgemeine Wissen

Aktuell Wissen

Wissenschaft in einem kleinen Land

22.06.2010 · Zur Debatte über Internationalität als Gütezeichen einer Hochschule:
Das Beispiel Schweiz

Artikel

Vor kurzem gab es in der Schweiz einen mittleren Aufruhr. Die Schweizerische Volkspartei (SVP) hatte sich kurz vor der Jahreswende per Zeitungsanzeige über Probleme mit Ausländern beschwert, worunter für sie sowohl Kriminalität wie "deutscher Filz" an Schweizer Universitäten fiel. Dort und an den Spitälern stellten Deutsche vor allem Deutsche an. Dem entgegneten zweihundert Professoren der Universität und der Eidgenössisch Technischen Hochschule Zürich (ETH) ihrerseits in einem Inserat, das die Internationalität der Hochschulen verteidigte (F.A.Z. vom 31. Dezember 2009). Kurz darauf versetzte der Kolumnist Roger Köppel, es gehe der SVP nicht um Heimatschutz, sondern um "weniger Deutschtümelei", also durchaus um mehr Weltoffenheit.

Der Schweizer Historiker Caspar Hirschi nimmt in einem Beitrag zum Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte "Nach Feierabend", dessen zehnte Ausgabe im Herbst erscheinen wird (Diaphanes Verlag, Zürich/Berlin), sich der Sache wissenschaftlich an. Er weist dabei auf einen Aufsatz des israelischen Wissenschaftssoziologen Joseph Ben-David (1920 bis 1986) aus dem Jahr 1964, der dann, erstmals ins Deutsche übersetzt, ebenfalls im Zürcher Jahrbuch erscheinen wird. In dem Aufsatz werden die wissenschaftspolitischen Nachteile eines kleinen Landes erörtert, unter anderem am Beispiel der Schweiz. Hervorragende - also mehr als gute - Wissenschaft sei, so Ben-David, das Ergebnis von Wettbewerb zwischen Forschungsinstituten. "Nur eine kontinuierliche Selektion von Ausnahmeerscheinungen kann zu solch einer großen Leistung führen", wie sie erstrangige Wissenschaft darstelle. "In einem kleinen Land ist eine derartige Leistung beinahe unmöglich." Außerdem laste in kleinen Ländern auf den Forschern stets auch ein stärkerer Druck der lokalen Gemeinschaft, die universalistische Orientierungen, wie sie der Wissenschaft naheliegen, leicht als Abwendung von heimischen Bürgeridealen interpretiere.

An Schweizer Universitäten seien im neunzehnten und bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts weltweit hervorragende Forscher das Resultat einer funktionalen Eingliederung des schweizerischen in das deutsche Wissenschaftssystem gewesen. Nie habe die Schweiz von sich aus konkurrieren wollen. Vielmehr fungierte sie als "Vorzimmer" von Universitäten wie Berlin, Leipzig, Wien oder München, aus dem beständig Forscher an das größere Land abgegeben wurden. Genauer: Viele junge deutsche Forscher hätten die Schweiz als produktive Zwischenstation genutzt.

Hirschi widerspricht dem Sinn dieser Beschreibung für die Gegenwart, ohne das Problem, das sie identifiziert hat, zu ignorieren. Tatsächlich seien es kleine Länder, die nach Studien von David A. King die höchste wissenschaftliche Effizienz zeigten ("The scientific impact of nations. What different countries get for their research spending", Nature 430, 2004): Trägt man wirtschaftliche und wissenschaftliche Stärke in ein Koordinatensystem ein, sind bei weitem Länder wie die Niederlande, Dänemark, Israel, Schweden und, mit einigem Vorsprung, die Schweiz führend.

Liegt das nun an der vielgepriesenen Internationalität solcher kleinen Universitätssysteme, samt ihrer guten Ressourcenausstattung? Hirschi gibt zu bedenken, dass die Zahlen für wissenschaftliche Effizienz ganzer Länder ganz überwiegend auf Informationen über Natur- und Ingenieurwissenschaften beruhen. Und ob es die ausländischen oder die inländischen Forscher eines nationalen Hochschulsystems sind, die am produktivsten wirken, geht aus solchen Aggregaten auch nicht hervor. Schaut man sich darum den Ausländeranteil an Universitäten verschiedener Länder über alle Fächer hinweg an, dann ergibt sich ein anderes Bild. Denn er variiert von 59 Prozent an der EPF Lausanne und 52 Prozent an der ETH Zürich über 38 Prozent in Oxford und 22 Prozent in Chicago bis zu Werten um sechs Prozent für Stanford und die Duke University.

Vergleicht man nur Universitäten von Kleinstaaten, ist die Bandbreite ähnlich hoch: Die Technical University Denmark hat einen Ausländeranteil von 35 Prozent, die University of Amsterdam einen von 22 Prozent, Lund kommt auf 18 und Uppsala auf 16 Prozent. Somit kann die wissenschaftliche Leistungsstärke von kleinen Ländern ohne großen Ausländeranteil durchaus höher sein als die von großen mit Einwanderungstradition wie England. Hier irrte insofern Ben-David.

Umgekehrt aber kann man, so Hirschi, auch den Ausländeranteil selber nicht durch wissenschaftliche Attraktivität oder die Einwohnerzahl eines Landes erklären. Vielmehr geht für ihn die hohe Internationalität beziehungsweise Deutschendichte an Schweizer Universitäten auf die Überproduktion von wissenschaftlichem Nachwuchs in Deutschland und die Unterproduktion desselben in der Schweiz zurück. 1999 waren an deutschen Universitäten knapp 98 000 Mitarbeiter angestellt, 2009 waren es 133 500!

Also dienen andere Hochschulsysteme längst als Überlaufbecken dieses Exzesses, der auch darum konkurrenzfähiges Personal hervorbringt, weil in Deutschland die Lehre vernachlässigt wird - weswegen der Nachwuchs aus der Drittmittelzone oft phantastisch lange Publikationslisten vorweisen kann. Bei gleichzeitigem Rückzug des Schweizer Nachwuchses aus der Universität, die in der Konkurrenz um intelligente Leute der Geschäftswelt längst unterlegen ist, ergibt sich der hohe Deutschenanteil dann fast zwingend. Es braucht gar keinen Filz. Zwei dysfunktionale Hochschulpolitiken ergänzen sich einfach gegenseitig. Jürgen Kaube

Quelle: F.A.Z.

Hier können Sie die Rechte an diesem Artikel erwerben

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2012
Alle Rechte vorbehalten.